

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 33.

Grand Island, Nebraska, Freitag, den 31. Januar 1913

Nummer 25.

„Mann über Bord!“

Eine Seegeschichte von Helene Richter.

Der Schredenstuf „Mann über Bord“ der in der Blüthezeit der Seegeschichte so oft an Bord auch der besten und edelsten Schiffe erscholl, ist heutzutage, wo die Dampfer dominieren, fast gänzlich verstummt. Ich glaube, unter 1000 „Ozeanfahrenden“, d. h. Passagieren, hat ihn kaum einer je in Wirklichkeit gehört. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Der „Seemann“ von heute arbeitet nicht hoch oben in den Masten, zwischen Takelwerk und Segeltuch, er ist nicht mehr bei todebendem Sturm und schwerem Seegang genötigt, in schwindelnder Höhe die waghalsigsten Akrobatischen auszuführen, wie sie der Seemann früherer Zeit tatsächlich verstehen mußte — der heutige „Matrose“ sollte eigentlich „Heizer“ heißen, denn in der Regel hat er nur mit der Bedienung irgend einer der vielen Maschinen des Schiffes zu thun, und sein Leben spielt sich in den tiefsten Tiefen der schwimmenden Eisenkolosse ab, die oben Brunnentische ersten Ranges, tief unten aber (nach dem Gefühl des Laien) wahre Höllenschlund vollster Gluth und tadelnden Getriebes bergen, in denen der „Matrose“, oder eigentlich Kohlenträger, resp. Heizer, Tag für Tag nichts weiter thut, als die vielen „Feuer“, die das riesige Ungeheuer von Doppelmaschinen in Gang halten müssen, mit neuer Nahrung, mit Kohlen, zu füttern. Für wirkliche Seelente ist auf den großen Dampfern kaum noch ein Bedürfnis, und deshalb sind ihrer dort auch unter der Mannschaft nur sehr wenige zu finden.

Die Passagiere der ersten und zweiten Kajüte bekommen freilich kaum je mehr als Maschinenpersonal zu Gesicht, es sei denn, daß sie sich vom Promenadendeck gelegentlich einige Trepfen des Bordvermögens abwärts hemmen, wo ein freier Raum des „Hauptdecks“ den dienstfreien Heizern und Trimmern, d. h. Kohlenträgern, zur Erholung in freier Luft angewiesen ist. Dieser Raum aber ist von einer so hohen Bordwand umschlossen, daß es schon wunderbar zugehen müßte, wenn einer von den schwarzen Gefellen, die sich da mit Waschen, Plücken, Lesen und Schreiben beschäftigen, oder mit Ziehharmonikaspielen vergnügen, Anlaß zu dem Rufe geben sollte: „Mann über Bord!“

Und doch ist dieser Ruf nicht ganz verhallt — er wird auch nie völlig verstummen; denn trotz aller Vorbeugungsmittel wird es stets Gelegenheiten zum „Ueber-Bord-Gehen“ geben. Es war vor gar nicht langer Zeit, als ich eine aufregende und gefährvolle Katastrophe miterlebte, bei der ich den grausigen Ruf „Mann über Bord!“ hörte.

Unser Schnelldampfer (es war der neueste und prächtigste aus dem Schiffspart einer unserer den Erdball umfassenden deutschen Dampferlinien) hatte bei schönstem Wetter die Nordsee durchsucht, in Antwerpen spät Abends eine Schaar neuer Passagiere erster Klasse erhalten und dann während eines herrlichen Sonntagmorgens in Sicht von Southampton vor der entzückenden Insel Wight still gelegen, um Post und Passagiere von London zu erwarten. Und nun, bei einem glühenden Herbstsonnenuntergang, dampften wir durch den Solent — das Meer entgegeng, dessen Wogen durch die anfeindende Fluth geträgert, sich mit gewaltigem Druck in die enge Wasserstraße hineindrängten und dem eisernen Riesenbau des Schiffes solche Wülfte ertheilten, daß die zarteren Naturen unter den derzeitigen Schiffbewohnern das sofort recht unliebbar empfanden mußten.

Wie es nun auf jedem mit vornehmen und eleganten Reisenden besetzten Schiffe geht, so war es auch bei uns an Bord. Es hatten sich schon am ersten Tage Claqueur gebildet, die während des Dinners unter den Klängen der Matrosen (eigentlich Steward — d. h. Kellner-) Kapelle enthielten, auch außerhalb dieser schönen, eines Tullull nicht unwürdigen Mahlzeiten, fest zusammen hielten. Auf unserem Schiffe gab den Anstoß zu dieser schnellen Sonderung der Gesellschaft ein zwar reizendes, aber sehr taprizioses Fräulein v. M., die allein nach dem Orient reiste. Sie machte kein Hehl daraus, daß sie dort die Stellung einer Erziehlerin angenommen habe, weil ihr der Rest des Vermögens der verstorbenen Eltern keinen anderen Ausweg lasse. Ihre Zukunft, erzählte sie, sei durch die Stellung gehindert, daher sie sich auf den Luxus setze, auf einem Schnell-

dampfer erster Kajüte, d. h. als „Dame“, zu reisen. Das niedliche Fräulein hatte es uns allen angethan, besonders mir, die durch Zufall die gleiche Kabine mit ihr zu theilen hatte und daher Gelegenheit fand, während dieses engen Zusammenlebens zu bemerken, daß unter der leichtlebigen, oft sogar leichtsinnig scheinenden Außenseite ein besserer, ernster Kern steckte. Nur eins mißfiel mir in hohem Grade: Fräulein Bertholde v. M. toletirte sehr offenkundig mit einem Engländer, Mr. Thorne. Nicht nur, daß sie es beim Obersteuermann dem Hotelier, sondern auch dem Kapitän, dem Fräulein Bertholde v. M. toletirte sehr offenkundig mit einem Engländer, Mr. Thorne. Nicht nur, daß sie es beim Obersteuermann dem Hotelier, sondern auch dem Kapitän, dem Fräulein Bertholde v. M. toletirte sehr offenkundig mit einem Engländer, Mr. Thorne. Nicht nur, daß sie es beim Obersteuermann dem Hotelier, sondern auch dem Kapitän, dem Fräulein Bertholde v. M. toletirte sehr offenkundig mit einem Engländer, Mr. Thorne.

„Mr. Thorne, es weht etwas kühl; wollen Sie die Güte haben, die Stewards nach einem Schawl zu schicken?“ — „Ach, wie langweilig wär's auf diesem Schiff, wenn nicht Mr. Thorne das prächtige Perpetivo-Apparat, wie auch die löbliche kleine Bibliothek englischer Klassiker mit sich führte.“ — So oder ähnlich ging es in einer Tour. Mr. Thorne hier, Mr. Thorne da, Mr. Thorne überall!

Und die Folge? Zunächst gehordete der vornehme Engländer ihren Launen, wie ein Mann von guter Lebensart es jeder Dame gegenüber thut. Nach und nach aber rückte er aus seiner Reservestellung vor und begann seinerseits die Stellung zu belagern, die nun wieder ihrerseits that, als läge ihr nichts fern, als zu kapitulieren.

So fanden die Sachen, als wir den Solent-Kanal westwärts dampften und bei Sonnenuntergang die „Reedles“, jene nachspitzen letzten Felsausläufer der Insel Wight, badend voraus in Sicht hatten. Eben bligte das Feuer des Leuchtturmes der letzten dieser gewaltigen Felsspitzen auf. Die Mehrzahl der Passagiere hatte sich zurückgezogen, um Toilette für das um halb sieben beginnende Dinner zu machen. Ich, die dem Sonntag zu Ehren nach deutscher Sitte schon am Vormittag festliche Kleidung angezogen hatte, sah im Ansehen des unvergleichlich schönen Sonnenuntergangs verlornt auf einer der letzten Bänke des Promenadenbunds und dachte eben darüber nach, ob der vom Westen andringende Seegang über Nacht wohl so stark werden könnte, daß ich einige Vorkerkungen wegen der für mich dann unaussprechlichen Seerkrankheit zu treffen habe — denn „die Krankheit“ packt mich in solchen Fällen jedesmal, trotz der Anzahl Jahre, in denen mein Heim ein prächtiges Segelschiff war.

Allmählich nahm ich während des Sinnen und Denkens wahr, daß in meiner Nähe geklüffert wurde, auf einer anderen Bank, die querwärts der meinen unter dem Sonnenlauf stand, also mir unsichtbar war. Ein halblautes, doch leidenschaftliches Gespräch, geführt von Stimmen, die mir nur zu gut bekannt waren. Ich konnte meinen unfreiwilligen Lauscherposten aber nicht verlassen, wollte ich nicht, daß die beiden sich entdeken und kompromittiert fühlen sollten.

„Sie werden mir folgen, wenn ich sagen Ihnen, daß ich liebe Sie mehr als mein Leben, als mein Geld, als mein ganzes Sein und Haben!“

Das war Mr. Thorne; er sprach deutsch, weil sein Deutsch die Konversation doch glatter geendete, als das Englisch seiner Partnerin.

Und nun eine Mädchenstimme: „Ach! Wie soll ich Ihnen glauben! Nachdenklich alle Männer armen Mädchen etwas weis. — Gentlemen gilt poor Girls only — sagt man nicht so bei Ihnen in England?“

Da kam es großend aus der Brust des Mannes hervor: „Fordern Sie Beweis, daß ich liebe Sie, und nichts wird sein zu schwer für mich — ich bin englisch Gentleman in Wahrheit!“

„Und ehe ich noch hochspringen und dem frevelhaften Spiel mit Menschenleben ein Ende machen konnte, hörte ich ein kurzes: „Für Miß Bertholde springe ich auch wohl 100 Fuß!“ — Dann ein Geräusch, ein unterdrückter Aufschrei aus Frauenmund, oder zugleich auch der nervenschütternde Ruf des Wachtmanns von der Back: „Mann über Bord!“

Ich hatte ihn während achtjähriger Seefahrten oft genug vernommen, doch niemals jagte er mir solches Grauen ein, als hier, wo ein leichtsinniges Wort einen tüchtigen, braven, nun aber sinnlos verlebte gemachten Mann in den Tod schickte! In der nächsten Sekunde lag mir Fräulein Bertholde in Weintrümpfen im Arm. Offen gekandert — ich legte sie etwas unfaßt auf die Bank nieder und klingelte die Stewards.

Inzwischen war natürlich längst das Kommando ertönt: „Nettungsboot Nummer 7 dahl mit Mannschaft!“

„Gerrgott, welch ein Fortschritt war das mit diesem Zuwasserlassen des Bootes gegen die Wänder auf unferen früheren Segelschiffen! Nach meiner Uhr waren es genau 40 Sekunden — Sekunden, also noch nicht eine Minute — da sprangen vom Hauptdeck schon einige Mann in das auf den immer mehr anwachsenden Wellen auf- und abtanzende Boot! Mittels starker Stangen ward es vor dem Zerfallen an der eisernen Schiffswand bewahrt, und dann — die Maschine hatte gestoppt und pustete hohl wie ein Schnellläufer nach vollbrachter Leistung —

gewinn das Schiffaboot unter kräftigen Ruderschlägen immer mehr freies Wasser.

War bis dahin die Aufmerksamkeit aller zusammengelaufenen Passagiere hauptsächlich auf das Fliotwerden des Bootes gerichtet (wobei es an Lobsprüchen für die deutsche Marine nicht fehlte), so wandten sich jetzt, nachdem das Boot freie, wenn auch des Seegangs wegen schwere Fahrt hatte, aller Augen auf den Verunglückten; wer es war, der über Bord gefallen, hatte ich selber halb unbewußt dem ersten Schiffsoffizier gleich anfangs zuzuerufen. Wie möglich und unmöglich Augenkläser und Perpetivo wurden in höchster Eile herbeigebracht; man schrie durcheinander, wer wollte den Kopf des Unglücklichen sehen oder gefehen haben, zeigte mit der Hand bald hier, bald dorthin, nur die Schiffsführung blieb völlig gelassen und schweigend trotz angepannter Aufmerksamkeit. — Als ich unteren ersten Offizier, der die Rettungsabewegungen leitete, mit der Frage kam: „Was meinen Sie?“ erhielt ich die halbtaub gegebene Antwort: „Das ist ein frommer Sportsman! Wenn seine Kräfte reichen, kriegen wir ihn binnen!“

Und wir kriegen ihn binnen! Freilich war's gerade noch knapp vor „Matthäi am Lehen“; aber unsere waderen Jungen hatten ihn nach hartem Kampfe mit Wogen und Wind schließlich doch noch aufgefischt.

Bei dem sehr verspäteten Dinner fehlten einige Personen. So Mr. Thorne, dann unser braver Schiffsdoktor und auch Fräulein Bertholde v. M.

Ganz spät, als die Beleuchtung schon auf „halb“ gestellt war, traf ich das Fräulein auf dem Gang zwischen den Kabinen. Dort fiel sie mir um den Hals und schluchzte: „Ob er mir je vergeben kann? Oh Unglückselige, was hab' ich gethan! Oh, hätte ich geahnt, daß er mein wahnwitziges Verlangen ausführen würde!“ — Sie war wie umgewandelt, ihr taprizioses Wesen wie verneht!

Dem unruhigen Abend folgte auch eine unruhige Nacht, theils weil meine Kabinengenossin schwer zu beruhigen war, theils des schweren Seeganges wegen. Als ich mich am anderen Morgen, etwas von der leidigen Seerkrankheit angekränkt, zum Lunch auftrafte, begrüßte mich Mr. Thorne an der Thür des Speisesaals, glückstrahlend an seinem Arm Fräulein Bertholde, die schon am frühen Morgen unsere Kabine verlassen hatte. Auf sie deutete Mr. Thorne, als er sagte: „Mrs. Richter, hiermit ich mache Ihnen bekannt meine sehr geliebte Braut!“

Ich gratulirte, fügte indeß hinzu: „Aber Mr. Thorne, wie konnten Sie gestern Abend diesen großartigen Unfuh begehen?“

Diesem „Wischer“ mochte ich ihm doch nicht ersparen. Doch welche Antwort erhielt ich?

„Ach, Madame, ich bin Sportsman, kann schwimmen sechs Stunden und länger. Habe mir gestern einen Preis

erschwommen, wie noch kein Professions- und kein Gentleman — Schwimmer hat thun können!“

Am Abend bekamen es auch die braven Burschen, die den Engländer aufgefischt hatten, zu verspüren, daß es im Bereich der ersten Kajüte eine Verlobung gab, und Mr. Thorne ließ es nicht bei der Spendirung einiger Mädel Bier bewenden, sondern griff tief genug in die Tasche, um die Leute auf lange Zeit daran zu erinnern, daß der Ruf „Mann über Bord!“ auch einmal Glück im Gefolge haben kann. Meist ist freilich, wie ich leider aus Erfahrung weiß, das Gegenteil der Fall, und es herrscht tiefer Ernst, wenn nicht bittere Betrübniß für lange Zeit an Bord, nachdem dieser fürchterlich klingende Ruf gehört wurde.

Das Kokainfieber.

Es greift in der französischen Hauptstadt immer mehr um sich.

Ueber die „Kokainomanie“, die jetzt in Paris und besonders auf Montmartre noch mehr als das Opiumrauchen um sich greift, berichtete lehtin der Jrenarzt Dr. Marcel Briand folgendes: Die Kreise, in denen die Kokainomanie wie eine Epidemie um sich greift, sind sehr selten. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Modeaffäre. Die Mode spielt eine große Rolle auf Montmartre, wo jeder, wie in einer kleinen Provinzstadt, sich um das befürmert, was sein Nachbar tut und treibt. Es erscheinen dort sogar kleine Klatschblätter, in denen alles Mögliche über die im Mittelpunkt des Interesses stehenden Personen, der „Butte“ berichtet wird. Häufig findet man in diesen Mitteilungen wie: Fräulein Zeune ist graum im Stiche gelassen worden und trötet sich in ihrem Orame mit Kokain oder, wie man auf Montmartre sagt, mit „Coco.“

Natürlich wird mit dem Gifte ein umfangreicher Handel getrieben, den die Polizei überwacht, ohne ihn befähigen zu können. Man verschafft sich Kokain mit Rezepten, die bei mehreren Apothekern der Stadt vorgelegt werden, oder man wendet sich an zweifelhafte Drogenhändler, die das Gift ohne jede Wirksamkeit verkaufen. Es sind übrigens nicht die Konsumenten selbst, die sich mit diesen Verhandlungen befassen, sondern Zwischenträger, wie die chassours der Restaurants, oder die Aufseherinnen der Bedürfnisanstalten, die das Gift sehr teuer weiter verkaufen. In der Nacht steigt der Preis oft auf 40 Francs für das Gramm, das dabei oft noch gefälscht ist. Es gibt Orte, in denen man sich fast stets in der Nacht das Gift in der geheimnisvollsten Weise verschaffen kann. Man wirft einen Stein in ein gewisses Fenster, das erleuchtet ist und auf dieses Zeichen geöffnet wird. Ein kleiner Korb wird an einem Bindfaden herabgelassen. Man legt eine gewisse Summe hinein, der Korb steigt in die Höhe und bringt dann die „Ware“ herab.

Die Gefährlichkeit des Kokains besteht in seiner leichten Beschaffbarkeit und vor allem darin, daß zum Fröhnen dieses Rastens keine besonderen Räume und keine größeren Vorbereitungen, wie beispielsweise für Opiumrauchen, Morphineinspritzungen u. s. w. erforderlich sind. Die Kokainomanen sind meistens leicht erkennlich. Die Gewohnheit des Schnupfens läßt sie geräuschvoll durch die Nase atmen. Dann sind sie meist von nervösem Zittern ergriffen und physischen Reizungen sehr zugänglich, so daß sie sich gewöhnlich tragen. Im weiteren Fortgange stellen sich dann Halluzinationen ein, man glaubt Gespenster zu sehen und beleidigende Stimmen zu hören. Daraus erklären sich die häufigen Streitigkeiten, die meistens auf der Polizeiwache enden. Die Kokainomanen haben auch noch eine andere gefährliche Manie, sie lieben nämlich die Schnelligkeit. Deshalb mieten sie Autos, um längere, wahnwitzig schnelle Ausflüge zu machen, für die dann schließlich gewöhnlich das Geld zur Bezahlung fehlt. Das Ende ist natürlich das Irrenhaus. Das Schnupfen von Kokain führt außerdem schließlich eine Verklüftung der Nasenblutgefäße herbei, so daß die Nasenwand im Laufe der Zeit durchlöchert wird. Die Bekämpfung der Kokainomanie, meint Dr. Briand, höst auf große Schwierigkeiten.

— Um eine feine Dame zu machen sind seine Neben erforderlich.

Monopole.

Eine in der ganzen Handelswelt vorhandene Erscheinung.

Gelegentlich des im Deutschen Reich angeregten Planes der „Verstaatlichung“ des Petroleums stellt ein dortiger Fachmann Betrachtungen über „Monopole in aller Welt“ an. Wie man sich nun auch, so führt er aus, zu dem Projekt und zu der Art, wie seine Ausführung gedacht ist, stelle, etwas Unerhörtes ist beantragt ein Staatsmonopol und leider auch ein Privatmonopol nicht. Italien und Frankreich haben ein Tabak- und ein Zündhölzchenmonopol, Oesterreich die t. u. t. Tabakregie, Rußland verankert einen beträchtlichen Teil seiner Staatseinnahmen dem Branntweinmonopol und Brasilien kontrolliert den Kaffeehandel. Dänemark hat den grönländischen Handel in Eisbären- und Seehundsfellen, sowie in Eidervogelbälgen monopolisiert und macht gute Geschäfte darin, und in Rußland haben durch staatliche Verleihung die großen Fintel- und Waisenhäuser in Moskau allein das Recht, Spielarten zu vertrieben. England hatte unter den Stuart ein Seifenmonopol, andere Staaten, wie Frankreich, ein Salzmonopol, und in Preußen war unter Friedrich dem Großen die Kaffeebrennerei verstaatlicht. Daß wir eine Art Kalifornienmonopol haben, ist bekannt, weniger dagegen, daß Montenegro ein Monopol für Ansichtspostkarten hat und daß seine Post nur staatliche Ansichtarten befördert. Persien hat den Darnhandel verstaatlicht.

Das Land der Privatmonopole ist Amerika. In den Vereinigten Staaten haben gewisse Trusts bestimmte Artikel ganz in der Hand. Petroleum, Zucker, Kupfer, Tabak werden von ihnen „kontrolliert“ und die Fleischversorgung ist ganz von den big six, den großen Paderfirmen, abhängig. Aber es gibt noch viele Privatmonopole, die ihren Inhabern hohe Renten abwerfen. Daß seinerzeit der Bischof von Catania allein das Recht hatte, Eis und Schnee von den Bergen sammeln und in Messina und anderen sizilischen Städten verkaufen zu lassen, ist vergessen und war weltwirtschaftlich ebenbürtig von Belang, wie das noch heute bestehende Privileg der Familie Bresca in San Remo, allein die Palmen zu kirchlichen Zwecken nach Rom liefern zu dürfen. Das Bernsteinmonopol der Firma Stantien-Beder ist ganz eingegangen und „de facto“ ebenbürtig preußisches Staatsmonopol geworden, wie es „de jure“ der Goldhandel in Rußland ist. In Deutschland liegt der Handel mit Gold ganz in den Händen des Hauses Mendelssohn, während der Rothschilds den Welthandel in Quecksilber monopolisiert haben. Der Graphithandel wird von dem Fürsten von Schwarzemberg beherrscht, der es an geschäftlicher Gewandtheit durchaus mit seinen Standesgenossen Fürstberg und Donnersmard aufnehmen kann. Eine sässische Firma hat so ziemlich den Bismuthandel in Händen; es hat ihr nicht wenig Mühe gemacht, mit den kleinen Leuten auf den Uparischen Inseln, wo der Bismutstein hauptsächlich gewonnen wird, fertig zu werden und sie unter einen Hut zu bringen. Von dem zu Polarisationsapparaten benutzten Doppeltalkspat hat eine Gesellschaft ein sicheres Monopol, da er allein in einer auf Island befindlichen, ihr gehörigen Mine gefunden wird, etwa, wie der beste Lithographiestein nur bei Solnhofen vorkommt.

Eine deutsche Firma in Kairo verfügt über zwei Drittel des in den Weltverkehr kommenden Gummi arabicum, und außerdem erhält sie allein die Felle von den Ziegen und Schafen, die von den Nestapilgern unterwegs geschlachtet werden. Es sind immerhin 500- bis 600.000 Stück. In neuester Zeit verucht ein New Yorker Haus, das gesamte Inlettenpulvergeschäft an sich zu reißen. Da Montenegro das Hauptproduktionsland für diesen Artikel ist, so hat es in Podgorica eine Einkaufsfiliale errichtet, die heranholt, was nur zu haben ist.

Interessant wäre es auch einmal, zu untersuchen, in welchen Artikeln gewisse Produktionsgebiete tonfuzrenzlos oder doch nahezu ohne Wettbewerb dastehen. Dazu gehörten etwa Kaviar und Fuchsen für Rußland, Corinthen für Griechenland, Haselnüsse für die Türkei. Es würde sich

dann zeigen, wie selbst ein unscheinbares Produkt dadurch von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung werden kann.

Die Stadt der Wittven.

Charlottenburg kann man die Stadt der Frauen nennen, da dort das schöne Geschlecht in überwiegender Mehrheit vertreten ist. Noch zutreffender wäre es vielleicht, wenn man diese Stadt die Stadt der Wittven heißen würde, denn die Zahl der verwitweten und geschiedenen Frauen ist außerordentlich groß. Nach der Volkszählung von 1910 betrug das Mehr an Frauen gegenüber den Männern in Charlottenburg 29,240. Von diesen waren 14,543 Wittven und 1481 geschieden, während die Zahl der Wittver nur 2358 und die der geschiedenen Männer gar nur 593 betrug. Die meisten geschiedenen Frauen stehen im Alter von 30 bis 35 Jahren, während die Mehrzahl der geschiedenen Männer bedeutend älter, nämlich 50 bis 60 Jahre alt ist.

Die größte Zahl der Frauen kommt von Berlin zugezogen, im Jahre 1911 waren es nicht weniger als 19,808, während der männliche Zuwachs aus Berlin im selben Jahre 15,524 betrug. Die Ehescheidungen in Charlottenburg selbst betragen nach dem statistischen Jahrbuch der Stadt Charlottenburg, dessen erster Jahrgang 1912 soeben vom statistischen Amt der Stadt herausgegeben wird, im vorigen Jahre 5,80 Prozent der neu geschlossenen Ehen. Für schuldig befunden wurden in 115 Fällen der Mann, in 41 Fällen die Frau und in 19 Fällen beide Teile. Die meisten Ehescheidungen fanden nach fünf- bis zehnjähriger Ehe dauer statt, während die Eheleute nach mehr als fünfzehnjährigem Zusammenleben bei weitem nicht mehr so häufig sich scheiden ließen wie nach kürzerer Ehe dauer.



Ein Athlet ließ im Hotel seinen Schirm stehen und legte einen Zettel dazu, auf dem stand: Dieser Schirm gehört einem Mann, der mit einer Frau zwei Zentner hebt. Er kommt in 10 Minuten wieder!

Als er zurückkam, war der Schirm verschwunden; dafür lag ein Zettel da, auf dem stand: Diesen Schirm nahm ein Mann, der in einer Stunde drei Meilen zurücklegt. Er kommt nicht wieder!



Hallo, Herr Rechtsanwalt, wohin so eilig?
— Möbel kaufen!
— Was für Möbel?
— Den Sessel für den Klienten!